

Symbolische Selbstergänzung

ROBERT A. WICKLUND
PETER M. GOLLWITZER

Unsere Überlegungen, die zur Formulierung der Selbstergänzungstheorie (WICKLUND & GOLLWITZER, 1982, 1983; GOLLWITZER & WICKLUND, 1985b) geführt haben, basieren auf LEWINS (1926) Arbeiten über zielgerichtetes Handeln. Nach LEWIN entsteht immer dann, wenn sich eine Person ein Ziel setzt, ein sogenanntes «Quasi-Bedürfnis». Damit ist nach LEWIN ein Spannungszustand gemeint, der sich erst dann auflöst, wenn die Person das gesetzte Ziel erreicht hat oder wenn die Person die Absicht aufgibt, das Ziel zu erreichen. Der Spannungszustand ist durch die Zielverpflichtung der Person und nicht durch die bloße Ausführung zielgerichteter Handlungen determiniert. Er bleibt also auch dann bestehen, wenn eine Person in ihren der Zielerreichung dienenden Aktivitäten unterbrochen wird (LISSNER, 1933; MAHLER, 1933; OVSIANKINA, 1928; ZEIGARNIK, 1927). Allerdings – und dies ist für die gegenwärtige Diskussion von Kompensationsprozessen besonders wichtig – konnten LISSNER und MAHLER beobachten, daß der bei Unterbrechung zielgerichteten Handelns perseverierende Spannungszustand durch das Erreichen von Ersatzzielen bedeutend reduziert werden kann. Dies impliziert, daß nicht nur die Erledigung der ursprünglichen Handlung spannungsreduzierende Konsequenzen hat, sondern auch die Erledigung von Ersatzhandlungen.

Selbstbezogene Ziele

In den experimentellen Arbeiten der Mitarbeiter LEWINS wurden den Versuchspersonen ganz einfache Aufgaben, wie z.B. das Bauen eines Turms aus Bausteinen, das Übersetzen eines französischen Textes ins Deutsche oder das Gestalten einer Figur aus Plastilin, aufgetragen. Diese einfachen Arbeiten mögen bei der Beurteilung dieser Experimente Interpretationen begünstigt haben, die von der Möglichkeit absehen, daß die Versuchspersonen die Aufgaben eigentlich im Dienste «höherer» Ziele in Angriff nahmen. HENLE (1944) verwies als erste darauf, daß die Versuchspersonen über das konkrete Aufgabenziel (wie z.B. einen Turm zu bauen oder eine Figur zu modellieren) hinaus ein Ziel mit hohem Selbstbezug anstrebten, nämlich Fleiß, Kreativität oder Intelligenz zu

beweisen. Ihrer Meinung nach waren die Versuchspersonen mehr an der Aufrechterhaltung ihres Selbstkonzeptes (bezüglich Fleiß, Kreativität oder Intelligenz) interessiert als am «Bauen eines Turms» oder am «Modellieren einer Figur».

Auch die Untersuchungen HOPPES (1930) – eines weiteren Mitarbeiters von LEWIN – zeigen, daß Versuchspersonen die Beschäftigung mit relativ einfachen Aufgaben durchaus in Bezug zum eigenen «Ich» oder «Selbst» setzen. So zeigten beispielsweise einige von HOPPES Versuchspersonen deutliche Präferenzen für Aufgaben, die zu leicht für die eigene Fähigkeit waren. In dieser Präferenz für zu leichte Aufgaben sah HOPPE ein Anzeichen dafür, daß die Versuchspersonen andere Ziele verfolgten als die bloße Erledigung der Aufgabe. Die Versuchspersonen wählten die leichten Aufgaben, um ihre positiven Selbstkonzepte bezüglich «Fähigkeit» oder «Kompetenz» zu immunisieren; bei der Wahl schwieriger Aufgaben mußten die Versuchspersonen befürchten, die zugehörigen Selbstkonzepte möglicherweise revidieren zu müssen. Eine weitere Beobachtung HOPPES ist bedeutsam: Viele Versuchspersonen, die Mißerfolg erlebt hatten, schrieben die Verantwortlichkeit für Mißerfolg der Schwierigkeit der Aufgabe zu. Dies bedeutet, aus der Sicht HOPPES, daß das Ziel der Versuchsperson nicht ausschließlich darin bestand, das konkrete Aufgabenziel zu erreichen; offensichtlich gab es ein selbstbezogenes Ziel, das mit der Aufrechterhaltung des Ich (oder des Kompetenz-Gefühls) zu tun hatte.

Die Theorie der symbolischen Selbstergänzung befaßt sich mit der Dynamik des Strebens nach derartigen selbstbezogenen Zielen, und es stellt sich somit die Frage, wie sich selbstbezogene Ziele von Zielen unterscheiden, die sich nicht auf das Selbst einer Person beziehen. Wenn es um das Streben nach nicht-selbstbezogenen Zielen geht, beschreiben wir Fortschritte bezüglich der Annäherung an ein Ziel in Worten, die sich auf die konkrete Aufgabenbeschäftigung beziehen (z.B. «dem Turm fehlen noch zwei Bausteine» oder «die Übersetzung der ersten zwei Sätze eines längeren Textes ist abgeschlossen»). Wie aber charakterisiert man Fortschritte hinsichtlich selbstbezogener Ziele? Fortschritte bezüglich selbstbezogener Ziele, wie z.B. «kreativ zu sein», «Musiker zu sein», «religiös zu sein», «sportlich geschickt zu sein», beziehen sich nicht auf das Erreichen eines einzelnen, objektiven Kriteriums, sondern auf das Erwerben sozial festgelegter Zielindikatoren. Das wesentliche Merkmal selbstbezogener Ziele besteht nun darin, daß sie immer gleich eine Reihe von sozial festgelegten Zielindikatoren implizieren. Dazu folgendes Beispiel: Angenommen, eine Person strebt danach, ihre musische Begabung zu entwickeln und ihren Wunsch zu verwirklichen, Musiker zu werden. Dieser Person steht eine ganze Palette von Möglichkeiten zur Verfügung, die wir zweifellos als «Fortschritt» bezüglich dieses

selbstbezogenen Zieles interpretieren müssen. So kann sich der angehende Musiker beispielsweise eine Geige exzellenter Qualität kaufen, Unterricht bei einem hervorragenden Musiker nehmen, an musischen Wettbewerben teilnehmen, einem Verein zur Förderung klassischer Musik beitreten und vieles andere mehr.

Symbole einer Selbstdefinition

All diese Aktivitäten sind Indikatoren von «Musiker sein» und die Theorie der Selbstergänzung nennt diese Indikatoren die Symbole einer Selbstdefinition (= selbstbezogenes Ziel), da durch sie die Vollkommenheit einer Selbstdefinition «symbolisiert» werden kann. Symbole sind die «Bausteine» einer Selbstdefinition. Durch ihren Gebrauch und Besitz wird die Selbstdefinition ausgestaltet und aufrechterhalten. Sprachliche Äußerungen, Gesten und Verhaltensweisen des Individuums, aber auch der Besitz dinghafter Zielindikatoren können als Symbole einer Selbstdefinition fungieren. Wichtig ist nur, daß das Individuum durch den Gebrauch dieser Symbole anderen nahelegt, daß es im Besitz der angestrebten Selbstdefinition (z.B. Musiker sein) ist. So betrachtet die Selbstergänzungstheorie auch Selbstbeschreibungen, die die erwünschte Selbstdefinition unterstützen (z.B. «Ich bin ein exzellenter Musiker»), als Symbole einer Selbstdefinition. Dies aus dem einfachen Grunde, weil die sich beschreibende Person geneigt ist anzunehmen, daß andere (d.h. die Rezipienten dieser Behauptung) aufgrund der Selbstbeschreibung auf den Besitz der angestrebten Selbstdefinition schließen.

Woher kommen nun diese Symbole einer Selbstdefinition – oder anders formuliert – wie weiß das Individuum, welcher Symbole es sich bedienen muß, um Vollkommenheit bezüglich einer bestimmten Selbstdefinition anzuzeigen? Unsere Antwort auf diese Frage ist eher soziologischer Natur. Wir nehmen an, daß durch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gesellschaft (bzw. zu ihren Subgruppen) das Individuum lernt, welche Form die Ausgestaltung der Selbstdefinition dieser Gesellschaft (z.B. Vater, Geschäftsmann, Künstler, Schüler; aber auch aggressiv sein, intelligent sein) annehmen darf. Die Bausteine einer Selbstdefinition sind demnach Symbole, die gesellschaftlich definiert sind. Ohne Zugang zu diesen Symbolen ist die Ausgestaltung einer Selbstdefinition nicht möglich, weil der Erwerb von Symbolen das gesellschaftlich definierte Mittel des Strebens nach einer Selbstdefinition ist.

Soziale Realität

Die Selbstergänzungstheorie diskutiert die Bedeutung der Gesellschaft für die Ausgestaltung einer Selbstdefinition noch unter einem weiteren Aspekt: Wenn die Symbole (d.h. die Bausteine oder Indikatoren) einer Selbstdefinition ein gesellschaftliches Produkt sind, welche Rolle spielt dann die Gesellschaft in dem Moment, in dem die Person diese Symbole benutzt, um das zugehörige selbstbezogene Ziel zu erreichen? MAHLER, eine Mitarbeiterin LEWINS, legt eine ganz bestimmte Antwort auf diese Frage nahe. MAHLER (1933) führte eine bedeutsame Erweiterung des Unterbrechungs-Paradigmas ein; sie studierte in ihren Untersuchungen die Rolle von Ersatzaufgaben als Mittel zur Spannungsreduktion. Der Begriff «Ersatzaufgabe» läßt sich anhand von MAHLERS Versuchsmaterialien erklären: Hatte die Versuchsperson beispielsweise ursprünglich die Aufgabe, ein Haus aus Bausteinen zu bauen, so bestand die Ersatzaufgabe darin, Skizzen von den noch fehlenden Teilen des Hauses anzufertigen. Die Versuchspersonen, denen keine Ersatzaufgabe unmittelbar nach der Unterbrechung angeboten wurde, strebten fast ausschließlich die Wiederaufnahme der ursprünglichen Aufgabe an. Beim Ausführen einer Ersatzaufgabe nahm dagegen die Häufigkeit der Wiederaufnahme der ursprünglichen Aufgabe deutlich ab. Aus diesen Befunden kann geschlossen werden, daß dem Durchführen einer Ersatzaufgabe tatsächlich eine spannungsreduzierende Funktion zukommt.

Wie so oft in psychologischen Untersuchungen war ein unerwartetes Ergebnis der interessanteste und theoretisch ergiebigste Teil dieser Studien: MAHLER stellte fest, daß unterbrochene Aufgaben auch nach Beendigung einer Ersatzaufgabe mit hoher Wahrscheinlichkeit wieder aufgenommen wurden, wenn die Lösung der Ersatzaufgabe dem Versuchsleiter *nicht* mitgeteilt werden durfte. Hatten die Versuchspersonen hingegen die Möglichkeit, die Lösung der Ersatzaufgabe dem Versuchsleiter mitzuteilen, sank die Rate, die ursprüngliche Aufgabe wiederaufzunehmen, auf null. MAHLER interpretierte dieses Ergebnis mittels eines neuen Begriffes: *soziale Realität*. Sie vermutete, daß eine Person einen Spannungszustand erst dann abbauen kann, wenn das Erreichen eines Zieles von anderen zur Kenntnis genommen wird, d.h. das Erreichen des Zieles zu einer sozialen Tatsache geworden ist. Kenntnisnahme durch andere schafft somit eine soziale Realität, an der die Person ihre Fortschritte bezüglich eines gesetzten Zieles mißt. In dem Experiment von MAHLER wurde soziale Realität ganz einfach dadurch geschaffen, daß den Versuchspersonen Gelegenheit gegeben wurde, die Lösung der Ersatzaufgabe dem Versuchsleiter bekannt zu geben.

Die Bedeutung der MAHLERSchen Befunde für die Selbstergänzungstheorie ist folgende: Die Person, die nach selbstbezogenen Zielen strebt,

benötigt die potentielle Kenntnisnahme erworbener Symbole. Das Symbol einer Selbstdefinition ist somit ein Mittel der Kommunikation mit der Funktion, anderen zu signalisieren, daß man Fortschritte bezüglich eines selbstbezogenen Ziels gemacht hat. Die Art des Symbols spielt dabei keine Rolle. Solange eine Person annehmen darf, daß das Symbol von anderen zur Kenntnis genommen wird, ist die für die Ausgestaltung der Selbstdefinition so wichtige soziale Realisierung des erworbenen Symbols vollzogen. Ob die Zielperson die sozialen Realisierungsanstrengungen des Individuums nun tatsächlich akzeptiert oder nicht, ist dabei von sekundärer Bedeutung. Wichtig ist vielmehr, daß das Individuum vom Erfolg ihrer sozialen Realisierungsanstrengungen überzeugt ist.

Substitutionsprinzip

Die bisherige Diskussion hat sich ausschließlich auf die Entwicklung einer Selbstdefinition konzentriert. Auf diesem Hintergrund soll nun die Formulierung der zentralen These unserer Theorie versucht werden. Zu diesem Zweck wenden wir uns einem weiteren Begriff der LEWIN-Schule zu, nämlich der Idee des Ersatzprinzips. LEWIN (1926) hat die theoretische Basis für die Experimente von LISSNER und MAHLER geschaffen, indem er im Rahmen seiner Handlungstheorie ein Ersatzprinzip postulierte. Das Ersatzprinzip sieht recht einfach aus: Wenn die ursprünglich intendierte Aufgabe nicht fortgeführt werden kann (z.B. wegen Unterbrechung durch andere Aufgaben), dann besteht keine Möglichkeit, das ursprüngliche Ziel zu verfolgen. Unter solchen Bedingungen bleibt ein Spannungszustand erhalten, der erst dann abgebaut werden kann, wenn das ursprüngliche Ziel wieder verfügbar wird *oder* wenn ein zweckmäßiges Ersatzziel angeboten wird.

Die Bedeutung von «Zweckmäßigkeit» ist durch die Zielorientierung der Person determiniert; insofern bietet sich nicht jedes alternative Ziel als effektiver spannungsreduzierender Ersatz an.

Obwohl LEWIN (1926) die Charakteristika eines adäquaten Ersatzzieles beschreibt, bleibt es LISSNER (1933) vorbehalten, LEWINS Ersatzzielhypothese empirisch zu prüfen. Nachdem eine ursprüngliche Aufgabe unterbrochen worden war, bot LISSNER ihren Versuchspersonen eine Ersatzaufgabe an, die der ursprünglichen Aufgabe ähnlich oder unähnlich war. Erwartungsgemäß erfüllte die ähnliche Aufgabe eine erheblich spannungsreduzierendere Funktion als die unähnliche Aufgabe. Eine weitere, für uns noch bedeutendere Dimension ist der Schwierigkeitsgrad der Ersatzaufgabe im Vergleich zur ursprünglichen Aufgabe. Je schwieriger die Ersatzaufgabe, um so eindeutiger war ihre spannungsabbauende Funktion. Dies impliziert, wie schon HENLE (1944) andeutete,

daß die Versuchspersonen nicht nur an der bloßen Aufgabentätigkeit interessiert waren, sondern ihre Aufmerksamkeit auf ein selbstbezogenes Ziel (wahrscheinlich «intelligent zu sein») gerichtet hatten. Denn erst in diesem Falle gilt: je schwieriger die Aufgabe, desto besser indiziert ihre Erledigung das Erreichen dieses Zieles.

Den für unsere Theorie so wichtigen Begriff «selbstbezogenes Ziel» haben wir bereits erläutert. Wir gingen davon aus, daß ein selbstbezogenes Ziel nicht nur durch ein einziges Symbol erreicht werden kann, das dann praktisch als «einzig richtiges» Symbol das Erreichen dieses Zieles indizieren würde. Wir postulierten – angeregt durch die Befunde von LEWIN und seinen Schülern zum Problem der Ersatzhandlung –, daß eine Vielzahl von Symbolen mit einem selbstbezogenen Ziel kompatibel ist, und damit immer eine Reihe von Möglichkeiten vorliegt, ein selbstbezogenes Ziel anzustreben. Dies impliziert, daß eine Person, die keinen Zugang zu einem relevanten Symbol X hat, das dadurch verursachte Spannungssystem durch Symbol Y reduzieren kann. Eine Person, die ein selbstbezogenes Ziel verfolgt, dürfte demnach danach trachten, den Verlust eines Symbols X durch ein Symbol Y zu ersetzen.

Die Postulate der Selbstergänzungstheorie

Mit diesen, von den Arbeiten LEWINS und seiner Schüler abgeleiteten Überlegungen als Ausgangspunkt, können wir die drei wesentlichen Postulate der Theorie der Selbstergänzung nun kurz zusammenfassen:

Postulat 1: Personen, die sich ein selbstbezogenes Ziel gesetzt haben, versuchen, den Mangel an relevanten Symbolen durch das Zurschaustellen alternativer Symbole auszugleichen. Derartige Anstrengungen einer Person nennen wir «selbtsymbolisierende Handlungen».

Postulat 2: Die Effektivität selbtsymbolisierender Handlungen im Sinne der Ausgestaltung einer Selbstdefinition ist an die soziale Kenntnisnahme erworbener Symbole gebunden.

Postulat 3: Eine Person, die selbtsymbolisierende Handlungen ausübt, vernachlässigt die psychische Befindlichkeit (Gedanken, Motive, Einstellungen, usw.) der sie umgebenden Personen.

Zu jedem dieser drei Postulate existiert eine Reihe empirischer Arbeiten. Wir werden einige dieser Arbeiten im folgenden darstellen und dabei zu veranschaulichen versuchen, wie diese Postulate einer empirischen Prüfung zugeführt werden können. Die Implikationen der drei aufgeführten Postulate sollten auf diese Weise schnell evident werden.

Das Streben nach Ersatz durch alternative Symbole (Postulat 1)

Im Postulat 1 der Selbstergänzungstheorie wird behauptet, daß Individuen, die sich ein selbstbezogenes Ziel gesetzt haben, als «Antwort» auf das Fehlen relevanter Symbole selbstsymbolisierende Handlungen ausüben. Diese Handlungen implizieren das Streben nach alternativen Symbolen, die dann den Verlust bzw. das Fehlen anderer Symbole kompensieren. Um diese These zu testen, hat GOLLWITZER (1983) folgendes Experiment durchgeführt: Versuchspersonen waren Wirtschaftsstudenten einer renommierten Ausbildungsstätte der südwestlichen USA, die sich das Berufsziel «erfolgreicher Manager» gesetzt hatten. Sie wurden von zwei Versuchsleitern begrüßt, und es wurde ihnen erklärt, daß sie an zwei voneinander unabhängigen Studien teilnehmen sollten – an einer ersten Studie im Bereich der differentiellen Psychologie und an einer zweiten Studie im Bereich der Kommunikationspsychologie. Der Versuchsleiter, der sich für die erste Studie verantwortlich erklärte, händigte einen Persönlichkeitsfragebogen aus, der wie ein semantisches Differential gestaltet war. Die Versuchspersonen sollten mittels dieses Fragebogens sich selbst anhand einer Reihe dichotomer Eigenschaftspaare (stark vs. schwach; abhängig vs. unabhängig usw.) beschreiben. Der Versuchsleiter erklärte, er benötige diese Fragebogendaten für folgenden Zweck: Es hätte sich herausgestellt, daß Personen, die in einem bestimmten Berufsbereich erfolgreich sind, sich in ihren Persönlichkeitsmerkmalen sehr ähnlich seien. Man könnte sogar sagen, daß es für jede Berufssparte einen Persönlichkeitstyp gäbe, der geradezu prädestiniert für diesen Beruf ist. Personen mit diesem «idealen» Persönlichkeitstyp würde es besonders leicht fallen, in der zugehörigen Berufsgruppe Erfolg zu erzielen. Er, der Versuchsleiter, würde nun wissen wollen, ob Wirtschaftsstudenten, die das Berufsziel «Manager» anstreben, Persönlichkeitsmerkmale haben, die dem Ideal für diese Berufsgruppe ähnlich bzw. unähnlich sind.

Nachdem die Versuchspersonen den Fragebogen ausgefüllt hatten, gab der Versuchsleiter Rückmeldung. Der einen Hälfte der Versuchspersonen wurde erklärt, ihre Persönlichkeitsmerkmale seien dem Ideal für einen *Manager* sehr ähnlich, die andere Hälfte erfuhr, ihre Persönlichkeitsmerkmale seien dem Ideal relativ unähnlich. In einer Kontrollgruppe wurde den Versuchspersonen der Zweck der Untersuchung anders dargestellt. Ihnen wurde erklärt, man wolle herausfinden, ob Wirtschaftsstudenten Persönlichkeitsmerkmale hätten, die dem Ideal eines *Familienvaters* ähnlich bzw. unähnlich seien.

Welche theoretische Bedeutung hat nun diese Prozedur, der sich die Versuchspersonen freundlicherweise unterzogen. Es ging uns darum, das Fehlen bzw. den Besitz eines relevanten Symbols bezüglich des

selbstbezogenen Ziels «Manager sein» zu manipulieren. Wir gingen davon aus, daß Ähnlichkeit mit erfolgreichen Personen im Berufsbereich «Manager» von den Versuchspersonen eindeutig als Manager-Symbol interpretiert wird, und daß fehlende Ähnlichkeit als Fehlen eines wichtigen Symbols verstanden wird. Daraus folgt, daß Versuchspersonen mit der Rückmeldung fehlender Ähnlichkeit – im Vergleich zu Versuchspersonen mit Ähnlichkeitsrückmeldung – stärker an selbstsymbolisierenden Handlungen interessiert sein sollten.

Um diese These zu testen, wurde den Versuchspersonen in der darauffolgenden, sogenannten zweiten Studie Gelegenheit zur Selbstsymbolisierung gegeben. Diese Versuchsphase wurde vom zweiten Versuchsleiter gestaltet, der sich als Kommunikationspsychologe ausgab. Er erklärte, er würde im Auftrag von IBM Interaktionsprozesse in Entscheidungsgremien der Wirtschaft analysieren. Zu diesem Zweck hätte er eine Studie entworfen, in der von den Versuchspersonen im Rollenspiel Sitzungsprotokolle verschiedener Gremien nachgespielt werden müßten. Die Versuchspersonen sollten dann im Anschluß an dieses Rollenspiel über ihre Empfindungen während des Rollenspiels berichten. Auf diese Weise würde er (der Versuchsleiter) mehr über die Interaktionsprobleme in Entscheidungsgremien der Wirtschaft herausfinden können.

Der Versuchsleiter erklärte dann, das Sitzungsprotokoll des nächsten Rollenspiels offeriere sechs verschiedene Rollen. Diese würden verschiedene Berufstitel umfassen, vom Direktor bis zum Schriftführer, und die Versuchsperson sei nun gebeten, die für sie passende Rolle auszuwählen. Zu diesem Zweck wurde dann ein Schaubild ausgehändigt, das einen Verhandlungstisch zeigte; die sechs verschiedenen Positionen waren nach ihrem «Status» von oben nach unten um den Tisch verteilt. Die Aufgabe der Versuchsperson bestand darin, diejenige Position anzukreuzen, die sie im Rollenspiel einnehmen wollte.

Die theoretische Bedeutung dieses Vorgehens ist folgende: Den Versuchspersonen sollten Symbole im Bereich des selbstbezogenen Zieles «Manager» angeboten werden. Falls Postulat 1 zutrifft, daß Personen das Fehlen von Symbolen bezüglich eines selbstbezogenen Zieles durch alternative relevante Symbole zu kompensieren trachten, dann müßten die Versuchspersonen, denen in der Persönlichkeitsstudie fehlende Ähnlichkeit mit erfolgreichen Managern bestätigt worden war, jetzt nach symbolischem Ersatz streben. Es darf wohl angenommen werden, daß Positionen mit hohem Prestige (z. B. Direktor) einen höheren Ersatzwert haben als Positionen mit niedrigerem Prestige (z. B. stellvertretender Direktor, Abteilungsleiter, Schriftführer). Folglich sollten von den Versuchspersonen, die nach Selbstsymbolisierung strebten (negatives Persönlichkeitsfeedback), höhere Positionen gewählt werden als von

Versuchspersonen, deren Bedürfnis nach Selbstsymbolisierung nicht angeregt worden war (positives Persönlichkeitsfeedback).

Es stellte sich heraus, daß 62 % der Versuchspersonen mit negativem Persönlichkeitsfeedback für das Berufsfeld «Manager» die höchste Position wählten, nämlich die des Direktors, während nur 25 % der Versuchspersonen der Vergleichsgruppe mit positiver Rückmeldung diese Position einnehmen wollten. Die Manipulation der wahrgenommenen Ähnlichkeit der Versuchspersonen mit erfolgreichen «Familienvätern» hatte dagegen keine differenzierenden Effekte auf die Wahl der zu spielenden Position im Entscheidungsgremium. Sowohl in der positiven Feedbackgruppe (28 %) als auch in der negativen Feedbackgruppe (20 %) war der Prozentsatz der Versuchspersonen, die die Position des Direktors einnehmen wollten, relativ niedrig. Dieser zusätzliche Befund führte zu einer signifikanten Interaktion der Faktoren «positive vs. negative Persönlichkeitsrückmeldung» und «Inhalt der Rückmeldung» (Managers vs. Familienvater). Offensichtlich berührte die Manipulation der wahrgenommenen Ähnlichkeit mit einem erfolgreichen Familienvater nicht die Selbstdefinition «Manager»; die Selbstergänzungstheorie läßt dann auch keine Kompensationsbemühungen im Bereich dieser Selbstdefinition erwarten.

Vollständigkeitserzeugende Effekte sozialer Realität (Postulat 2)

Wir können nach Postulat 1 davon ausgehen, daß eine unvollständige Person im Sinne eines Kompensationsprinzips handelt: Je weniger Symbole man aufzeigen kann, um so mehr strebt man nach weiteren Vollständigkeitsindizien (Symbole). Das zweite theoretische Postulat bringt uns zu einer weiteren Hypothese: Erfolgreiche Selbstsymbolisierungsversuche bedürfen der sozialen Realisierung. Wenn die selbstsymbolisierende Person den Eindruck hat, daß die Selbstsymbolisierung vom Publikum zur Kenntnis genommen wurde (oder zur Kenntnis genommen werden wird), resultiert eine erhöhte Vollständigkeit im jeweiligen selbstbezogenen Bereich. Das primär methodische Problem der Überprüfung dieser Hypothese besteht in der Operationalisierung von «erhöhter Vollständigkeit». Am einfachsten erscheint natürlich das direkte Abfragen von Vollständigkeit. Zum Beispiel könnte man eine Person, die sich das selbstbezogene Ziel «Musiker» gesetzt hat, fragen, wie kompetent sie sich eigentlich als Musiker fühlt. Leider läßt ein derartiges Vorgehen völlig außer acht, daß Selbstberichte im Dienst von Selbstsymbolisierungsbedürfnissen stehen können. Daraus folgt, daß man aufgrund eines positiven Selbstberichtes einer Person nicht auf Vollkommenheit dieser Person schließen kann; der positive Selbstbericht könnte genauso gut als Ersatzhandlung für erlebte symbolische Unvoll-

kommenheit fungieren. WICKLUND und GOLLWITZER (1983) haben diese Möglichkeit und ihre Konsequenzen für die oft kritiklos angenommene Validität von Selbstberichten ausführlich diskutiert.

GOLLWITZER (1981) hat den Grad symbolischer Vollständigkeit auf eine andere, indirekte Weise erhoben. Nachdem erste Selbstsymbolisierungsversuche der Versuchspersonen zu einer sozialen Realisierung geführt hatten, bzw. diese soziale Realisierung gescheitert war, wurde ihnen eine zusätzliche Gelegenheit zur Selbstsymbolisierung angeboten. Gemäß dem zweiten Postulat der Selbstergänzungstheorie sollte die glücklose (im Sinne der sozialen Realisierung der Selbstsymbolisierung) Versuchspersonengruppe mehr von dieser weiteren Selbstsymbolisierungsmöglichkeit Gebrauch machen als ihre erfolgreiche Vergleichsgruppe. Im Rahmen der Theorie spiegelt der Grad des Strebens nach Vollständigkeit das Ausmaß der subjektiv erlebten Unvollständigkeit wider.

Der Versuchsablauf wurde folgendermaßen gestaltet: Bereits Wochen vor dem eigentlichen Experiment wurden mittels Fragebogen junge Studentinnen ermittelt, die dem selbstbezogenen Ziel verpflichtet waren, «eine gute Mutter zu sein». Zur Teilnahme am Experiment wurden dann nur diejenigen Studentinnen geladen, die bezüglich des gesteckten Zieles noch sehr unvollkommen (ohne Kinder) waren. Der Versuchsleiter erklärte den Versuchspersonen zu Beginn des Experiments, sie hätten mit einer Partnerin, die sich in einem (dem Raum der Versuchsperson) gegenüberliegenden Zimmer befände, eine Kommunikationsspiel durchzuführen. Der Ablauf der Interaktion solle nun so vonstatten gehen, daß die Versuchsperson zunächst versucht, eine Liste von acht Fragen schriftlich zu beantworten. Der Versuchsleiter erklärte, er werde dann diese Antworten der Partnerin der Versuchsperson zeigen. Die Partnerin würde gebeten, ihre Reaktion auf die Aussagen der Versuchsperson ebenfalls schriftlich zu fixieren. Der Versuchsleiter würde schließlich dafür Sorge tragen, daß die Versuchsperson die Reaktionen der Partnerin einsehen könne.

Die Liste der acht Fragen, die der Versuchsperson vorgelegt wurde, enthielt vier für die Selbstdefinition relevante und vier nicht-relevante Fragen. Eine typische, für die Selbstdefinition «Mutter» relevante Frage lautete: «Wie beliebt sind Sie bei Kindern?» Die nicht-selbstbezogenen Fragen waren dagegen recht allgemein gehalten: «Wie hoch ist das durchschnittliche Heiratsalter?» Die selbstbezogenen Fragen erlaubten Antworten, in denen die Versuchspersonen symbolische Vollständigkeit ausdrücken konnten. Im Vergleich dazu gaben die nicht-selbstbezogenen Fragen den Versuchspersonen praktisch keine Chance, eine ihre Selbstdefinition fördernde Antwort zu ersinnen.

In der Versuchsbedingung «soziale Realität» brachte der Versuchsleiter, nachdem die Versuchspersonen alle Fragen schriftlich beantwortet hatten, die vier selbstbezogenen Fragen/Antworten zur Partnerin der Versuchsperson. Der Versuchsperson wurde erklärt, daß man der Partnerin aus Zeitgründen nur eine zufällige Auswahl von vier Antworten vorlegen könne. Die Versuchsperson erhielt dann eine schriftliche Rückmeldung, die im wesentlichen die Aussagen der Versuchsperson mit anderen Worten in einem bestätigenden Ton wiederholte. Die Versuchspersonen konnten folglich den Eindruck gewinnen, daß die Partnerin ihre Selbstsymbolisierungen zur Kenntnis genommen hatte.

Mit der zusätzlichen Versuchsbedingung «erwartete soziale Realität» sollte außerdem die Frage geprüft werden, ob die bloße Erwartung sozialer Kenntnisnahme bereits ein Vollständigkeitsgefühl aufbauen kann oder ob dazu grundsätzlich tatsächliche soziale Kenntnisnahme erforderlich ist. Diese weitere Versuchsbedingung war mit der Bedingung «soziale Realität» bis auf folgendes identisch: Der Versuchsleiter erklärte, die Partnerin der Versuchsperson habe sich verspätet; demnach würde ihre Rückmeldung erst zu einem späteren Zeitpunkt zu erhalten sein. Dies bedeutete, daß die Versuchsperson in den nächsten Abschnitt des Experiments eintreten mußte, ohne eine konkrete Rückmeldung erhalten zu haben.

Das letzte Drittel der Versuchspersonen wurde schließlich der Kontrollbedingung «keine soziale Realität» zugeteilt. Für diese Versuchspersonen wählte der Versuchsleiter die Antworten auf die vier nichtselbstbezogenen Fragen als Vorlage für die Partnerin. Die Versuchspersonen der Kontrollgruppe bekamen folglich Rückmeldungen nur in bezug auf ihre nicht-selbstbezogenen Aussagen, womit die soziale Realisierung der Selbstsymbolisierungen der Kontroll-Versuchspersonen auf einfache Weise eindeutig ausgeschlossen war.

Im nächsten Abschnitt des Experiments wurde das Ausmaß an Vollständigkeit *indirekt* gemessen. Ein zweiter Versuchsleiter, der seine Untersuchung offensichtlich unabhängig vom ersten Versuchsleiter durchführte, teilte den Versuchspersonen mit, er habe einen Fragebogen entwickelt, mit dem er die Persönlichkeitseigenschaften einer erfolgreichen Mutter festgestellt hätte. Dieser Fragebogen bestand aus zehn bipolaren Eigenschaftsdimensionen, wie zum Beispiel «warm – kalt», «analytisch – intuitiv». Alle zehn Items waren bereits angekreuzt und die Ankreuzungen waren mittels einer durchgezogenen Linie zu einem Persönlichkeitsprofil verbunden. Der Versuchsleiter erklärte, das Profil entspreche dem einer erfolgreichen Mutter. Er sei daran interessiert, mögliche Abweichungen der Versuchspersonen von diesem Ideal-Profil festzustellen.

Die zentrale abhängige Variable war der Abstand zwischen dem Idealprofil und dem Profil, das die Versuchsperson für sich selbst in den Fragebogen eingetragen hatte. Ein geringer Abstand, d. h. eine hohe Ähnlichkeit des eigenen Profils mit dem einer erfolgreichen Mutter, wurde als ein Selbstsymbolisierungsversuch gewertet. Die Ergebnisse bestätigen die These, daß sowohl tatsächliche als auch erwartete soziale Realität das Vollständigkeitsgefühl erhöhen. Die Versuchspersonen der Kontrollbedingung (keine soziale Realität) zeichneten ihre Persönlichkeitsprofile signifikant näher an das Profil der erfolgreichen Mutter als die Versuchspersonen beider Experimentalbedingungen (tatsächliche und erwartete soziale Realität).

Das Vorzeigen eines Symbols: für andere oder für das Selbst?
(Postulat 3)

Eine Anzahl von nur leicht unterschiedlich klingenden Begriffen, wie z. B. Selbstdarstellung («self-presentation»; JONES & PITTMANN, 1982), Selbstüberwachung («self-monitoring»; SNYDER, 1979) oder Eindrucksbildung («impression management»; SCHLENKER, 1980) dienen in der Sozialpsychologie der Analyse einer besonderen Art sozialen Verhaltens. All diesen Konzepten unterliegt ein gemeinsames Menschenbild, das man folgendermaßen charakterisieren kann: Die Person verhält sich ihrer sozialen Umwelt gegenüber sensibel und responsiv; sie strebt nach einer klaren Vorstellung davon, was andere von ihr erwarten und versucht, diesen Erwartungen zu entsprechen. Die exakten psychologischen Voraussetzungen dieser Orientierung auf andere bleiben allerdings meist unausgesprochen. Es wird postuliert, daß Personen generell (im Rahmen des SNYDERSchen Ansatzes nur bestimmte Menschen, nämlich die Personen mit hoher Selbstüberwachungstendenz) danach streben, einen positiven (bzw. einen konsistenten) Eindruck auf die sie umgebende soziale Umwelt zu machen. Einfache, ich-bezogene Wünsche ordnen sich dem Ziel der erfolgreichen Selbstdarstellung, Selbstüberwachung oder Eindrucksbildung unter; die Selbstdarstellung richtet sich völlig nach den Wünschen der jeweils Anwesenden und dient nicht den Bedürfnissen oder Eigenschaften des Selbst.

Es stellt sich nun folgende Frage: Handelt es sich bei den Selbstsymbolisierungen einer symbolisch unvollkommenen Person um ein Phänomen, das im Rahmen der einen oder anderen Selbstdarstellungsschule bereits beschrieben und erklärt wird? Sowohl Selbstdarstellungen als auch Selbstsymbolisierungen sind «auf andere» gerichtet. Handelt es sich deshalb nicht um das gleiche Phänomen?

Bei genauerem Hinsehen entpuppt sich ein entscheidender Unterschied. Die Orientierung «auf andere», die von den verschiedenen

Selbstdarstellungsansätzen thematisiert wird, hat zum Ziel, Wünsche oder – allgemeiner gesagt – die Perspektiven eines zu befriedigenden Publikums zu verstehen und sich ihnen entsprechend zu verhalten. D. h. das Selbstdarstellungsziel der Person ist erst dann erreicht, wenn die Person die Wünsche des Publikums korrekt identifiziert hat und ihnen durch die anschließende Selbstdarstellung entsprechen konnte.

Ganz im Gegensatz dazu verfolgt die selbstsymbolisierende Person ein sehr persönliches Ziel, wenn sie sich, um der sozialen Realisierung ihrer Selbstsymbolisierungen willen, um ein Publikum bemüht. Diese Orientierung auf andere ist nicht vom Ziel geleitet, die Wünsche und Eigenschaften des Publikums zu verstehen. Die selbstsymbolisierende Person ist an einer einzigen Qualität ihres Publikums interessiert, nämlich an der Bereitschaft des Publikums, die zur Schau gestellten (Ersatz-) Symbole zur Kenntnis zu nehmen und dies umso mehr, je stärker das zugrundeliegende Unvollständigkeitsgefühl ausgeprägt ist. Die soziale Orientierung der selbstsymbolisierenden Person ist damit nichts weiter als die Suche nach sozialen Realisierungsmöglichkeiten. Derjenige, der die Selbstsymbolisierungen zur Kenntnis nehmen soll, wird nicht in seiner Individualität, d. h. als Person mit individuellen Bedürfnissen und Wünschen erkannt. Er wird nur als deindividualisierter Funktionsträger bezüglich sozialer Realisierungspotenz thematisiert.

GOLLWITZER & WICKLUND (1985a) versuchten in einem Experiment den besonderen Charakter des sozialen Verhaltens selbstsymbolisierender Personen zu veranschaulichen. Diese Studie sollte folgendes verdeutlichen: (1) Selbstsymbolisierungen sind kein bloßes Selbstdarstellungsphänomen, und (2) das Streben nach sozialer Realität kann die Sensibilität anderen gegenüber erheblich stören.

Männliche Versuchspersonen, die sich selbstbezogene Ziele in den Bereichen Mathematik, Journalismus, Fotografie, Schwimmen, Tennis und Wettlaufen gesetzt hatten, nahmen an diesem Experiment teil. Da es Ziel unserer Studie war, zwei entgegenwirkende Prozesse in Gang zu setzen, war es nötig, die folgenden Bedingungen zu schaffen.

Um Selbstdarstellungsprozesse auszulösen, haben wir die Wünsche eines «anderen» salient gemacht. In unserer Studie war dieser «andere» eine attraktive junge Studentin, mit der die Versuchsperson ein längeres Gespräch zum Zwecke des unverbindlichen Kennenlernens erwartete. Wir manipulierten die Wünsche dieser Zielperson, indem wir in einer Versuchsbedingung den Probanden mitteilten, daß sie relativ bescheidene Männer attraktiv fände, während in einer anderen Versuchsbedingung der Eindruck erzeugt wurde, die junge Frau würde selbstsichere, geradezu unbescheidene Männer bevorzugen. Die Vorhersage der verschiedenen Selbstdarstellungsansätze ist klar und einfach: Um bei der Zielperson einen guten Eindruck zu machen, werden sich die Versuchs-

personen je nach Versuchsbedingung entweder bescheiden oder anmaßend präsentieren.

Die Tendenz der Versuchspersonen zur Selbstsymbolisierung wurde auf folgende Weise variiert: Die Versuchspersonen mußten einen Persönlichkeitsfragebogen ausfüllen, der aus mehreren bipolaren Eigenschaftspaaren bestand. Der Versuchsleiter trug dann auf denselben Fragebogen das Profil eines «Experten» ein. Einer Versuchsperson, die sich beispielsweise dem selbstbezogenen Ziel «Journalist» verschrieben hatte, wurde dieses Profil als das eines erfolgreichen Journalisten beschrieben. Analog wurde mit den Mathematikern, Fotografen, Schwimmern usw. verfahren. Probanden der einen Versuchsbedingung erfuhren, daß ihr eigenes Profil von dem des Experten sehr abweichend ist. Diese Versuchspersonen mußten folglich vermuten, sie hätten Persönlichkeitsmerkmale, die ihr Ziel behindern, große Journalisten (oder vollendete Fotografen usw.) zu werden. Die Versuchspersonen der anderen Versuchsbedingung erfuhren das genaue Gegenteil und durften folglich annehmen, daß ihrem Ziel, Journalist (Mathematiker usw.) zu werden, von ihren Persönlichkeitsmerkmalen her nichts im Wege stünde. Man kann davon ausgehen, daß negatives Persönlichkeitsfeedback als Fehlen eines relevanten Symbols interpretiert wird und folglich Selbstsymbolisierungsversuche stimuliert; positives Persönlichkeitsfeedback dürfte dagegen den gegenteiligen Effekt produzieren.

Der Ablauf des Experiments stellte sich wie folgt dar: Am Anfang des Versuchs weckte der Versuchsleiter die Erwartung, die Versuchsperson werde in wenigen Minuten eine attraktive, junge Frau kennenlernen. Kurz danach wurde die Selbstdarstellungsvariable eingeführt: die Versuchsperson wurde glaubengemacht, diese Frau sei entweder durch Bescheidenheit oder durch anmaßende Selbstdarstellung zu beeindrucken. Weiterhin wurden die Versuchspersonen beider Selbstdarstellungsbedingungen je zur Hälfte einer Vollständigkeits- und einer Unvollständigkeitsmanipulation ausgesetzt. Schließlich (kurz vor dem erwarteten Zusammentreffen mit der attraktiven Frau) mußten die Versuchspersonen eine schriftliche Selbstbewertung (als Journalist, Mathematiker usw.) abgeben. Die Versuchspersonen erwarteten, daß diese Selbsteinschätzungen der attraktiven Frau vorgelegt werden würden.

In einem derartigen Versuchsparadigma sind zwei konkurrierende Prozesse denkbar: Selbstdarstellung und Selbstsymbolisierung. Von der Perspektive eines Selbstdarstellungstheoretikers aus sollten die Versuchspersonen ihre Selbsteinschätzungen an den Wünschen der attraktiven Frau orientieren. Aus der Perspektive eines Kompensationstheoretikers ist die Situation etwas komplizierter. Sind positive Selbsteinschätzungen erwünscht, besteht für die Versuchsperson mit negativem Persönlichkeitsfeedback kein Konflikt: Eine positive Selbstbeschreibung dient so-

wohl der Selbstsymbolisierung als auch der Selbstdarstellung. Wenn aber die Gunst der attraktiven Frau nun über eine selbstabwertende, bescheidene Selbstdarstellung zu gewinnen ist, geraten die Versuchspersonen mit negativem Persönlichkeitsfeedback, da sie nach Möglichkeiten der Selbstsymbolisierung Ausschau halten, in einen Konflikt. Negative Selbstbeschreibungen eignen sich schlecht als Ersatz für ein fehlendes wichtiges Symbol; sie würden nur auf weitere Mängel verweisen und die Selbstdefinition der Versuchsperson zusätzlich untergraben.

Die beschriebene Versuchsanordnung erlaubt nun, die zu Beginn dieses Abschnitts aufgeworfene Frage zu entscheiden, ob Selbstsymbolisierungen nichts weiter sind als ein Selbstdarstellungsphänomen. Wäre dies der Fall, müßten Versuchspersonen mit negativem Persönlichkeitsfeedback der von der attraktiven Zielperson erwünschten Bescheidenheit ebenso bereitwillig nachkommen wie Versuchspersonen mit positivem Persönlichkeitsfeedback. Berücksichtigt man dagegen Postulat 3 der Selbstergänzungstheorie, kommt man zu einer gegensätzlichen Vorhersage. Versuchspersonen mit negativem Persönlichkeitsfeedback sollten den Wunsch nach Bescheidenheit seitens der attraktiven Zielperson bei der Formulierung ihrer Selbstbeschreibung ignorieren und positivere Selbstbeschreibungen an die Zielperson richten als ihre Vergleichsgruppe.

Die Versuchspersonen gaben ihre Selbstbeschreibung durch Beantwortung folgender drei Fragen: «Wie fähig sind Sie Ihrer Meinung nach in Ihrem Fachgebiet im Vergleich zu anderen Universitätsstudenten?» «Wieviele Leute kennen Ihre Fertigkeiten in Ihrem Fachgebiet?» «Erfahren Sie soziale Anerkennung durch Ihre Leistungen in Ihrem Fachgebiet?» Da diese drei Fragen in konsistenter Weise beantwortet wurden, faßten wir diese Items zu einem Selbstbeschreibungsindex zusammen. Es zeigt sich, daß Selbstbeschreibungen am negativsten ausfielen, wenn die Zielperson eine bescheidene Selbstbeschreibung verlangte und die Versuchsperson positive Persönlichkeitsrückmeldung erhalten hatten. Bei negativer Persönlichkeitsrückmeldung fielen die Selbstbeschreibungen – trotz Bescheidenheitswunsch seitens der Zielperson – signifikant positiver aus. Waren die Versuchspersonen dahingehend informiert, daß die Zielpersonen positive Selbstbeschreibungen erwartet, zeigten sich keine signifikanten Unterschiede zwischen der Versuchspersonengruppe mit positiver bzw. negativer Persönlichkeitsrückmeldung.

Diese Befunde stützen die im Postulat 3 der Selbstergänzungstheorie formulierten Annahmen. Außerdem ergeben sich für beide theoretischen Positionen – Selbstdarstellung und Selbstergänzung – wichtige Implikationen. Selbstbeschreibungen können offensichtlich einer ganzen Reihe verschiedener psychologischer Ziele dienen, wie etwa einen guten oder konsistenten Eindruck auf ein Publikum zu machen oder

symbolische Vollständigkeit in einem selbstbezogenen Bereich zu verfolgen. Deshalb scheint es bei der Beurteilung von Selbstbeschreibungen einer Person unerlässlich, sich darüber Gedanken zu machen, ob die Person einen Mangel an selbstbezogenen Symbolen in die Situation einbringt. Wie unser Experiment zeigt, kann der Versuch, einen bestimmten Grad an Vollständigkeit zu gewinnen, den «normalen» Selbstdarstellungsprozeß deutlich verändern.

Verschiedene Arten der Selbstsymbolisierung

Im Rahmen der Selbstergänzungstheorie ist eine Selbstsymbolisierung ein Kommunikationsversuch, der darauf gerichtet ist, die soziale Realisierung eines (Ersatz-) Symbols der angestrebten Selbstdefinition zu erreichen. Ausgehend von dieser Definition kommen allerlei Aspekte des Individuums – ob nun mündliche Äußerungen, Gesten oder materielle Dinge – zum Zweck der Selbstsymbolisierung in Frage, wobei lediglich wichtig erscheint, daß diese Aspekte für die angestrebte Selbstdefinition relevant sind und das Potential haben, dem selbstsymbolisierenden Individuum soziale Realität zu verschaffen. Die Relevanz einer Selbstsymbolisierung bezüglich einer bestimmten Selbstdefinition wird letztendlich durch das soziale Umfeld des Individuums bestimmt. Dieses soziale Umfeld legt praktisch durch seine Funktion als soziale Realität für die Ausgestaltung der Selbstdefinition fest, welche Formen diese Ausgestaltung – und damit die Selbstsymbolisierungen des Individuums – annehmen darf. In unserer Forschung haben wir eine Reihe verschiedener Selbstsymbolisierungsformen untersucht, die wir hier zwecks einfacherer Darstellung in drei verschiedene Arten der Selbstsymbolisierung gruppiert haben.

Selbstbeschreibungen

Die wohl einfachste, direkteste und am leichtesten zugängliche Form der Selbstsymbolisierung ist die der Selbstbeschreibung. Das Symbol besteht in der verbalen Behauptung des Individuums, es sei im Besitz relevanter Symbole. Die Selbstbeschreibung gewinnt selbstergänzende Qualität, wenn das Individuum ein Publikum für seine Äußerung gefunden hat bzw. dies erwarten darf. Im Rahmen unseres Experiments zum Postulat 3 haben wir ein erstes Beispiel von Selbstsymbolisierung in der Form einer Selbstbeschreibung vorgestellt (GOLLWITZER & WICKLUND, 1985a). Die Effekte der dort beschriebenen Unvollständigkeitsmanipulation auf Selbstbeschreibungen waren ziemlich eindeutig: Verunsicherte Versuchspersonen waren insbesondere daran interessiert, der Interak-

tionspartnerin einen selbstdefinitionsfördernden Selbstbericht zukommen zu lassen.

WICKLUND & GOLLWITZER (1981, Studie 4) erhöhten die symbolische Unvollkommenheit in einem selbstdefinierenden Bereich, indem sie studentische Versuchspersonen aufforderten, einen Aufsatz über ihren schlechtesten Lehrer zu schreiben. Versuchspersonen der Kontrollbedingung schrieben einen Aufsatz über ihren besten Lehrer. Dieses Vorgehen entspricht der Annahme, daß die Qualität eines früheren Lehrers als Symbol der angestrebten Selbstdefinition fungiert.

Die Versuchspersonen wurden dann in einem zweiten Versuchsabschnitt gebeten, anhand von Prozentsätzen ihre Mitstudenten, die sie als qualifizierter als sich selbst einschätzten, eine möglichst negative Beschreibung ihrer selbst zu geben. Um diese Beschreibungen soziale Realität werden zu lassen, wurden sie als Material für künftige Untersuchungen kenntlich gemacht, wobei die Versuchspersonen gebeten wurden, ihre Selbstbeschreibungen zu signieren. Der Annahme entsprechend, daß Selbstbeschreibungen als Selbstsymbolisierungen fungieren können, zeigte sich, daß Versuchspersonen, die über ihren schlechtesten Lehrer geschrieben hatten, in ihren Selbstbeschreibungen von nur 50 % ihrer Mitstudenten sprachen. Die Kontrollgruppe (bester Lehrer) scheute sich dagegen nicht, einen Prozentsatz von zwei Drittel ihrer Mitstudenten anzugeben. Offensichtlich waren die Versuchspersonen der Experimentalgruppe (schlechtesten Lehrer) weniger zu negativeren Selbstbeschreibungen bereit als die Versuchspersonen der Kontrollgruppe (bester Lehrer).

GOLLWITZER, WICKLUND & HILTON (1982) haben die Frage nach der Selbstsymbolisierungsfunktion von Selbstbeschreibungen erneut aufgegriffen. Es wurde gefragt, unter welchen Bedingungen eine Person bereit ist, begangene Fehler einzugestehen. Man nahm an, daß das Aufzählen von Fehlern in einem selbstdefinierenden Tätigkeitsbereich einer *negativen* Selbstsymbolisierung gleichkommen müsse und somit die Vollkommenheit der Selbstdefinition der Person untergräbt. Daraus folgt nun zweierlei:

(1) Personen, die mit einem Mangel an relevanten Symbolen konfrontiert werden, sollten besondere Hemmungen haben, derartige Fehler einzugestehen.

(2) Das Eingestehen von Fehlern sollte zu symbolischer Unvollkommenheit führen, die die Person zu kompensatorischen Selbstsymbolisierungen anregt. Die Ergebnisse zweier experimenteller Studien stützten diese Thesen. Es scheint damit gerechtfertigt anzunehmen, daß Selbstbeschreibungen wie andere Selbstsymbolisierungen das Erleben symbolischer Vollkommenheit/Unvollkommenheit bedingen können.

Soziale Beeinflussung

Eine weitere Form der Selbstsymbolisierung, die soziale Einflußnahme, ist der Selbstbeschreibung sehr ähnlich; beide setzen die Anwesenheit einer Zuhörerschaft voraus. Einflußnahme ist jedoch die sozial akzeptiertere Form der Selbstsymbolisierung, da sie im Vergleich zu den oben besprochenen selbstsymbolisierenden Selbstbeschreibungen weniger egozentrisch und prahlerisch zu sein scheint. Trotzdem können soziale Einflußnahmeversuche erfolgreich als Kompensation fehlender symbolischer Vollständigkeit fungieren, da die Bereitschaft, andere innerhalb eines bestimmten Bereiches zu unterrichten, von seiten der Gesellschaft als ein Kompetenzzeichen im jeweiligen Bereich angesehen wird.

WICKLUND & GOLLWITZER (1981) haben den Zusammenhang zwischen symbolischer Unvollkommenheit und sozialer Einflußnahme in einer korrelativen Studie untersucht. In Studien zur Überprüfung der Selbstergänzungstheorie ist es von entscheidender Bedeutung, auf der Seite der «unabhängigen Variable» eine symbolische Dimension zu bestimmen, die in den Augen der Versuchsperson weitgehend festgelegt ist und nicht einfach zu verändern ist. Ansonsten würden die Versuchspersonen erst gar keine symbolische Unvollkommenheit konstatieren, sondern einfach die in Frage stehende symbolische Dimension zu ihren Gunsten verändern. (Z. B. läßt sich das Symbol «Ausbildung» nicht augenblicklich verändern; es bedarf dazu der Zulassung an eine Ausbildungsstätte, des oft mehrjährigen Besuchs dieser Institution und schließlich des erfolgreichen Prüfungsabschlusses.) Zur Bestimmung symbolischer Un-/Vollkommenheit fragten wir deshalb unsere Versuchspersonen nach der Ausbildungszeit, die sie in dem von ihnen genannten speziellen Kompetenzbereich absolviert hatten. Versuchspersonen mit vergleichsweise kurzer Gesamtausbildungszeit sollten sich weniger vollkommen fühlen als Versuchspersonen mit vielen Ausbildungsjahren.

Die Versuchspersonen wurden weiterhin aufgefordert, einen kurzen selbstdefinitionsrelevanten Aufsatz zu schreiben, der Anfängern im entsprechenden Ausbildungsbereich Anregungen zum Erwerb besserer Kenntnisse geben sollte. Als mögliche «Einflußziele» standen den Vpn 12 unterschiedliche Personengruppen zur Verfügung, von denen zu bestimmen war, wieviele ihren Aufsatz lesen sollten. Der Annahme entsprechend, daß größere symbolische Unvollständigkeit erhöhte Einflußnahmeanstrengungen bedingt, ergab sich ein signifikanter negativer Zusammenhang ($r = -.34$, $N = 111$) zwischen der Anzahl der Ausbildungsjahre und der Anzahl der gewählten Gruppen.

Wir führten eine Reihe weiterer Studien durch, die ebenfalls soziale Einflußnahme als Selbstsymbolisierungsmöglichkeit offerierten (s. WICKLUND & GOLLWITZER, 1982, Kap. 8). Die Versuchspersonen in die-

sen Studien hatten sich den unterschiedlichsten selbstbezogenen Zielen verschrieben. In einer dieser Studien wurde untersucht, inwieweit man bereit ist, seine eigenen Erziehungsphilosophien für andere als verbindlich zu erklären. Es wurde angenommen, daß für Frauen mit der Selbstdefinition «Mutter» ein eigenes Kind ein Vollständigkeitssymbol darstellt. Wir befragten zwei Frauengruppen (eine mit und eine ohne eigene Kinder), wieviele Eltern in ihrer Nachbarschaft ihre Kindererziehungsphilosophien anwenden sollten. Frauen mit eigenen Kindern nannten einen relativ niedrigen Prozentsatz (weniger als die Hälfte der Eltern der Nachbarschaft), während Frauen ohne eigene Kinder ihre Ansichten über Kindererziehung für einen signifikant höheren Prozentsatz (mehr als zwei Drittel der Eltern der Nachbarschaft) für angemessen hielten. Dieses und ähnliche Ergebnisse (s. WICKLUND & GOLLWITZER, 1982, Kap. 8) lassen den Schluß zu, daß Einflußnahme ein probates Mittel der Selbstsymbolisierung darstellt.

Dinghafte Symbole

Materielle Symbole sind Gegenstände, die über ein Besitzverhältnis mit der Person verknüpft sein können. Beispiele hierfür sind ein imposanter Weinkeller mit erlesenen französischen Rotweinen, der seinen Besitzer als Weinkenner ausweist oder eine gutsortierte Privatbibliothek, die die Selbstdefinition «intellektuell» signalisiert. Der wesentliche Unterschied zwischen Selbstbeschreibung, Einflußnahme und dinghaften Symbolen besteht darin, daß Selbstbeschreibung und Einflußnahme aktives Handeln der Person verlangen, während der Person im Zusammenhang mit bereits erworbenen dinghaften Symbolen eine eher passive Rolle zukommt, solange sie annehmen darf, daß das dinghafte Symbol von anderen zur Kenntnis genommen wird. Bislang wurde die Benutzung von dinghaften Symbolen als Selbstsymbolisierungsmaßnahme nur in zwei korrelativen Untersuchungen analysiert, die in Kontexten angesiedelt sind, die traditionell sehr symbolbeladen sind, nämlich die Geschäftswelt und der Bereich religiösen Verhaltens (s. WICKLUND & GOLLWITZER, 1982, Kap. 9).

Versuchspersonen der ersten Studie waren fortgeschrittene, eindeutig verpflichtete Studenten der Wirtschaftswissenschaften an einer amerikanischen Universität. Prüfungsnoten, Dauer des Studiums und die Anzahl von Job-Interviews mit interessierten Unternehmen u. a. wurden zu einem Index symbolischer Vollständigkeit zusammengefaßt. Die abhängige Variable dieser Studie – das Zurschaustellen dinghafter Symbole – wurde von zwei unabhängigen Beurteilern erfaßt, während die Versuchsperson einen Fragebogen ausfüllte. Als Symbole eines Geschäftsmannes wurden interpretiert: (1) teure Armbanduhr, (2) elegante

Schuhe, (3) Luxusgegenstände, wie z. B. eine Aktentasche aus Leder, (4) keine langen Haare und (5) kein Bart. Für amerikanische Verhältnisse sind lange Haare und/oder Bart für einen seriösen Geschäftsmann nicht angemessen. Die Beobachtungen der Beurteiler wurden zu einem Index der Bereitschaft, dinghafte Symbole zur Schau zu stellen, zusammengefaßt. Setzt man beide Indizes in Zusammenhang, ergibt sich ein negativer Korrelationskoeffizient, der die Interpretation nahelegt, daß Versuchspersonen mit einer schwächeren symbolischen Grundlage für eine Karriere als Geschäftsmann eher dazu neigten, sich mit Erfolgssymbolen zu schmücken als Versuchspersonen mit einer breiteren Grundlage.

Analoge Ergebnisse fanden sich mit religiösen Versuchspersonen (WICKLUND & GOLLWITZER, 1982, Kap. 9). Alle Versuchspersonen hatten angegeben, sich der einen oder anderen Konfession zugehörig zu fühlen. Symbolische Unvollkommenheit wurde wie folgt festgestellt: Die Versuchspersonen mußten angeben, ob beide Eltern der eigenen Konfession angehören oder ob ein Elternteil (oder sogar beide) einer anderen Konfession angehört. Wir nahmen an, daß Versuchspersonen mit einem konfessionsfremden Elternteil im Vergleich zu Versuchspersonen mit konfessionsgleichen Eltern eine reduzierte symbolische Vollkommenheit aufwiesen. Ähnlich den Ergebnissen der vorausgegangenen Studie mit Wirtschaftsstudenten, machten die symbolisch unvollständigen Versuchspersonen (im Sinne einer den religiösen Überzeugungen der Versuchsperson konträren konfessionellen Gebundenheit der Eltern) einen intensiveren Gebrauch von dinghaften Symbolen (z. B. Tragen eines Kreuzanhängers) als die Vergleichsgruppe der vollkommenen Versuchspersonen.

Beide Studien veranschaulichen die Kompensationsfunktion dinghafter Symbole. Somit steht der Person, die ein selbstbezogenes Ziel anstrebt, neben Selbstbeschreibungen und sozialer Beeinflussung ein weiteres Selbstsymbolisierungsmittel zur Verfügung. Es stellt sich nun die Frage, ob sich diese drei Arten der Selbstsymbolisierung in ihrer Effektivität unterscheiden. Die Beantwortung dieser Frage sollte sich auf die Art der sozialen Realität beziehen, die durch die jeweilige Selbstsymbolisierung erzielt werden kann. Selbstsymbolisierungen, die eine dauerhafte, unvergängliche Anerkennung durch die Öffentlichkeit garantieren, dürften wohl die stabilsten Vollständigkeitsgefühle nach sich ziehen.

Wie unterscheiden sich nun Selbstbeschreibungen, soziale Einflußnahme und das Zurschaustellen dinghafter Symbole hinsichtlich einer derartigen sozialen Realisierung? Selbstbeschreibungen und soziale Einflußnahme sind Selbstsymbolisierungen, die relativ leicht zum Einsatz gebracht werden können, da für sie lediglich eine entsprechende Öffentlichkeit gefunden werden muß. Beim Zurschaustellen dinghafter Sym-

bole dagegen bedarf es nicht nur einer zur Kenntnisnahme bereiten Öffentlichkeit; das Individuum muß darüber hinaus das in Frage stehende dinghafte Symbol zunächst erst einmal erwerben. Dies ist insofern nicht einfach, da die Gesellschaft offensichtlich kontrolliert, für welche Leistungen derartige Symbole vergeben werden. Deshalb dürfte dinghaften Symbolen eine größere Glaubwürdigkeit zukommen, die dann mit einer relativ dauerhaften Anerkennung einhergehen sollte. Im Vergleich hierzu erscheint die Anerkennung, die durch Selbstbeschreibungen und Einflußnahme erzielt werden, relativ vergänglich; sie muß folglich immer wieder neu «verdient» werden.

Die Rezeption selbstsymbolisierender Handlungen

Bislang haben wir uns ausschließlich mit der psychologischen Situation der selbstsymbolisierenden Person beschäftigt. Die Frage nach den Personen, die als soziale Realität für die kompensatorischen Anstrengungen der selbstsymbolisierenden Person fungieren, wurde weitgehend ausgeklammert. Wie versteht dieses «Publikum» derartige Kompensationsbemühungen? Werden Selbstsymbolisierungen als Kompensationsbemühungen erkannt oder als Ausdruck der Vollkommenheit einer Selbstdefinition betrachtet?

Zunächst ist festzuhalten, daß Selbstdefinitionen gesellschaftliche Produkte sind. Welche Symbole als Bausteine für die Ausgestaltung einer Selbstdefinition fungieren können, ist im «Wissen» der sozialen Umwelt des Individuums verankert. So weiß nicht nur das einzelne Individuum, das nach der Selbstdefinition «Intellektueller» strebt, daß ein Intellektueller gerne alle möglichen Ideen bereitwillig diskutiert, viel liest, eine ganze Reihe von Büchern sein eigen nennt und einen Beruf ausübt, der viel Kopfarbeit verlangt. Auch die soziale Umwelt, die gleichsam als Hintergrund dient, vor dem die individuelle Ausgestaltung einer Selbstdefinition vollzogen wird, weiß sehr wohl von der Zugehörigkeit dieser Symbole zur Selbstdefinition «Intellektueller». Es sollte somit nicht verwundern, daß die soziale Umwelt, auch wenn sie als Zuhörerschaft für die Selbstsymbolisierungen eines einzelnen Individuums auftritt, an der Zusammengehörigkeit der Symbole einer Selbstdefinition festhält. Das Publikum der selbstsymbolisierenden Handlungen eines Individuums dürfte dann praktisch den kompensatorischen Charakter dieser Aktivitäten nicht erkennen. Während das Zurschaustellen eines Erfolgszeichens auf selbstdefinitorischen Schwächen basiert, glaubt das Publikum, daß die Selbstsymbolisierungen des Individuums eine solide symbolische Grundlage indiziert, und vermutet den Besitz weiterer, alternativer Symbole.

HILTON, GOLLWITZER und WICKLUND (1981, in WICKLUND & GOLLWITZER, 1982) sind diesen Überlegungen empirisch nachgegangen. Den Versuchspersonen wurde die Rolle von Beurteilern zugewiesen, die bereits bearbeitete Fragebögen einer zuvor durchgeführten Selbstergänzungsstudie analysieren sollten. Es handelte sich dabei um die auf Seite 45 beschriebene Studie über soziale Einflußnahme, deren Ablauf den Versuchsteilnehmern zunächst detailliert vorgetragen wurde. Im weiteren wurden ihnen die Fragebögen mit den Angaben über die Anzahl der zu beeinflussenden Gruppen vorgelegt. Aufgabe der Versuchspersonen war es zu schätzen, wieviele Jahre Ausbildungszeit die entsprechenden Personen in ihrem Kompetenzbereich absolviert hatten. Die Ergebnisse waren eindeutig: Je größer die Anzahl der zu beeinflussenden Gruppen, desto höher die geschätzte absolvierte Ausbildungsdauer. Offensichtlich wurde bei der Beurteilung der Selbstsymbolisierungen in der Form der sozialen Einflußnahme die Möglichkeit eines Kompensationsprozesses nicht ins Auge gefaßt. Obwohl die Studie zur sozialen Einflußnahme zeigte, daß höhere Nennungen aus Unvollständigkeitsgefühlen resultierten, wurde der Wunsch nach einem großen Leserkreis als Zeichen großer Kompetenz interpretiert. Die Ergebnisse der Studie von HILTON et al. sprechen für die vermutete generelle Neigung des Publikums, bei der Beobachtung selbstsymbolisierender Handlungen den Glauben an einen positiven Zusammenhang zwischen den Symbolen einer Selbstdefinition nicht kritisch zu hinterfragen.

Eine unabdingbare Voraussetzung für Selbstsymbolisierungsprozesse: Commitment

Mit Commitment bezüglich eines selbstbezogenen Zieles wird in der Selbstergänzungstheorie ein einfacher, aber bedeutender Sachverhalt beschrieben: eine Person hat sich zur Ausgestaltung einer gewählten Selbstdefinition entschieden. Commitment bezüglich einer Selbstdefinition bedeutet also nicht nur, daß die Person die Selbstdefinition für attraktiv hält. Nur wenige würden es beispielsweise nicht für attraktiv halten, «ein Spitzenmusiker zu sein». Trotzdem nehmen nicht alle Menschen das Ziel «Spitzenmusiker» in Angriff, und dies sicherlich nicht deswegen, weil eben nur sehr wenige Menschen musikalisches Talent besitzen. Es gibt – zum Leidwesen vieler Musiklehrer – mehr Talente, als die Anzahl bekannter Spitzenmusiker vermuten läßt. Viele Talente verweigern eben, aus welchen Gründen auch immer, den mühsamen Weg vom Talent zum Spitzenmusiker.

Mit Commitment bezüglich einer Selbstdefinition meinen wir also eine Handlungsverpflichtung. Nur unter einer derartigen Voraussetzung

ist es gerechtfertigt anzunehmen, daß erkanntes Fehlen eines wichtigen Symbols zu «Ausbesserungsversuchen» mittels alternativer Symbole führt. Ein nicht-verpflichtetes Individuum sollte sich dagegen aus dem gewählten selbstdefinierenden Bereich zurückziehen. Dazu wiederum ein Beispiel: Ein Gesangslehrer macht seine neue Schülerin auf ihr relativ geringes Stimmvolumen und die damit verbundenen Schwierigkeiten aufmerksam. Eine nicht-verpflichtete Schülerin wird dies zum Anlaß nehmen, ihre (potentielle) Kompetenz als Sängerin kritisch zu überdenken, dabei eingeschränkte Entwicklungsmöglichkeiten konstatieren und ihre Ansprüche entsprechend herabsetzen; ja sogar die Wahl anderer Freizeitbeschäftigungen mögen ins Auge gefaßt werden. Ganz anders die verpflichtete Schülerin, die versuchen sollte zu kompensieren. So mag sie sich beispielsweise besonders teure Notenbücher anschaffen, ihre Ausbildung einem bekannteren Gesangslehrer übertragen, den Kindern der Nachbarschaft die Grundbegriffe des Gesangs beibringen und ihren Mitschülerinnen von den besonders schweren Arien erzählen, die sie gerade zu singen gelernt hat. Im Prinzip stehen ihr alle alternativen Indikatoren der Selbstdefinition «Musiker» zur Verfügung, und sie wird von der einen oder anderen Möglichkeit Gebrauch machen.

Wie mißt man nun Commitment bezüglich einer Selbstdefinition? Es lassen sich im wesentlichen zwei Vorgehensweisen unterscheiden: (a) Man beobachtet (bzw. erfragt), ob das Individuum kürzlich Anstrengungen zur Ausgestaltung der gewählten Selbstdefinition unternommen hat. Einen Musiker beispielsweise könnte man fragen, wann er das letzte Mal auf seinem Instrument gespielt hat. Hat er lange Zeit nicht gespielt, ist er im Augenblick sicherlich unverpflichtet im Sinne der handlungsmäßigen Ausgestaltung der Selbstdefinition «Musiker». (b) Man bestimmt die Bereitschaft des Individuums, das Streben im selbstdefinierenden Bereich einzustellen. Zum Beispiel kann man eine Person fragen, wieviel es ihr ausmachen würde, wenn sie aus unvorhergesehenen Gründen (z.B. Krankheit) das angestrebte selbstbezogene Ziel aufgeben müßte. Oder man bestimmt, wie lange die Person noch das Streben nach Vollkommenheit der Selbstdefinition aufrecht zu erhalten gedenkt. Leichtes Aufgeben kann man wohl als fehlende Verpflichtung im Sinne der Ausgestaltung dieser Selbstdefinition betrachten.

In unseren empirischen Arbeiten haben wir die eine oder andere dieser Meßmethoden zur Bestimmung von Commitment herangezogen. Meistens haben wir nur die verpflichteten Personen zur Teilnahme an unseren Experimenten eingeladen, da die Selbstergänzungstheorie nur für diese Personen Kompensationsbemühungen postuliert. An den Studien zur sozialen Einflußnahme nahmen jedoch immer sowohl verpflichtete als auch unverpflichtete Personen teil. Diese Studien eignen sich folglich als Test für die Behauptung, daß kompensatorische Selbstsymbolisie-

rungen nur bei verpflichteten Personen auftreten. In der Einflußnahme-studie, die absolvierte Ausbildungszeit mit der Bereitschaft in Beziehung setzte, andere im zugehörigen Interessenbereich zu unterrichten, zeigte sich der erwartete Unterschied zwischen verpflichteten und nicht-verpflichteten Versuchspersonen sehr deutlich. Während verpflichtete Versuchspersonen für fehlende Ausbildungsjahre durch erhöhte Einflußnahmeversuche zu kompensieren trachteten, tendierten nicht-verpflichtete Versuchspersonen dazu, fehlende Ausbildungsjahre zum Anlaß zu nehmen, ihre Einflußnahmeversuche eher gering zu halten.

Zusammenfassung

Angeregt durch die Arbeiten LEWINS und seiner Mitarbeiter zum Thema Ersatzhandlung wurde eine Theorie der symbolischen Selbstergänzung vorgestellt, die sich im wesentlichen auf drei Postulate reduzieren läßt. *Postulat 1* bestimmt die antezedenten Bedingungen für Selbstsymbolisierungen, d.h. Ersatzhandlungen im Bereich selbstbezogener Ziele. *Postulat 2* beschreibt die vollständigkeitserzeugenden Effekte der sozialen Realisierung von Selbstsymbolisierungen. Im *Postulat 3* werden schließlich die negativen sozialen Konsequenzen selbstsymbolisierender Handlungen angesprochen. Jedes dieser drei Postulate hat eine Reihe von empirischen Arbeiten stimuliert, die bei unterschiedlichen selbstbezogenen Zielen (z.B. religiös zu sein, Musiker, Geschäftsmann) und verschiedenen Selbstsymbolisierungen (z.B. Selbstbeschreibungen, soziale Einflußnahme, Vorzeigen dinghafter Symbole) unterstützende Befunde erbrachten. Eine Grundvoraussetzung für die Anwendbarkeit der Selbstergänzungstheorie ist, daß das Individuum der Ausgestaltung einer Selbstdefinition verpflichtet ist. Für unverpflichtete Individuen werden keine kompensatorischen Selbstsymbolisierungen erwartet.

Literatur

- GOLLWITZER, P.M.: The social reality of self-symbolizing: Winning completeness through others. Doctoral dissertation, University of Texas at Austin 1981.
- GOLLWITZER, P.M.: Audience anxiety and symbolic self-completion. Paper presented at the International Conference on Anxiety and Self-Related Cognitions. Berlin, July, 1983.
- GOLLWITZER, P.M. & WICKLUND, R.A.: Self-symbolizing and the neglect of others' perspectives. *Journal of Personality and Social Psychology*, 1985a, 48, 702-715.
- GOLLWITZER, P.M. & WICKLUND, R.A.: The pursuit of self-defining goals. In: KUHLE, J. & BECKMANN, J. (Eds.). *Action control: From cognitions to behavior*. New York: Springer, 1985b, S. 61-85.

- GOLLWITZER, P.M.; WICKLUND, R.A. & HILTON, J.L.: Admission of failure and symbolic self-completion: Extending Lewinian theory. *Journal of Personality and Social Psychology*, 1982, 43, 358-371.
- HENLE, M.: The influence of valence on substitution. *The Journal of Psychology*, 1944, 17, 11-19.
- HILTON, J.L.; GOLLWITZER, P.M. & WICKLUND, R.A.: Naiveté in perceiving the self-symbolizer. Unpublished manuscript, University of Texas at Austin, 1981.
- HOPPE, F.: Erfolg und Mißerfolg. *Psychologische Forschung*, 1930, 14, 1-63.
- JONES, E.E. & PITTMAN, T.S.: Toward a general theory of strategic self-presentation. In: SULLS, J. (Ed.). *Psychological perspectives on the self*. Vol. 1. HILLSDALE, N.J.: Lawrence Erlbaum Associates 1982, S. 231-262.
- LEWIN, K.: Vorsatz, Wille und Bedürfnis. *Psychologische Forschung*, 1926, 7, 330-385.
- LISSNER, K.: Die Entspannung von Bedürfnissen durch Ersatzhandlungen. *Psychologische Forschung*, 1933, 18, 218-250.
- MAHLER, W.: Ersatzhandlungen verschiedenen Realitätsgrades. *Psychologische Forschung*, 1933, 18, 27-89.
- OVSJANKINA, M.: Die Wiederaufnahme unterbrochener Handlungen. *Psychologische Forschung*, 1928, 11, 302-379.
- SCHLENKER, B.R.: *Impression management: The self-concept, social identity, and interpersonal relations*. Monterey, Cal.: Brooks/Cole 1980.
- SNYDER, M.: Self-monitoring processes. In: BERKOWITZ, L. (Ed.). *Advances in experimental social psychology*. Vol. 12. New York: Academic Press 1979, S. 85-128.
- WICKLUND, R.A. & GOLLWITZER, P.M.: Symbolic self-completion, attempted influence, and self-deprecation. *Basic and Applied Social Psychology*, 1981, 2, 89-114.
- WICKLUND, R.A. & GOLLWITZER, P.M.: Symbolic self-completion. HILLSDALE, N.J.: Lawrence Erlbaum Associates 1982.
- WICKLUND, R.A. & GOLLWITZER, P.M.: A motivational factor in self-report validity. In: SULLS, J. & GREENSWALD, A.G. (Eds.). *Psychological perspectives on the self*. Vol. 2. HILLSDALE, N.J.: Lawrence Erlbaum Associates 1983, S. 67-92.
- ZEIGARNIK, B.: Das Behalten von erledigten und unerledigten Handlungen. *Psychologische Forschung*, 1927, 9, 1-85.